

andere auffällige Himmelserscheinungen hat die chinesische Astronomie die Stufe einer Wissenschaft niemals erreicht. Dasselbe ist von der Astronomie der Inder zu sagen. Es ist kaum anzunehmen, daß diese Völker, auch wenn ihnen weitere Jahrtausende freier Entwicklung gegönnt gewesen wären, den Schritt zur Wissenschaft im heutigen Sinne gefunden hätten. Der Weg zur höheren Kultur war einmalig und eindeutig über die Griechen und Römer zu den europäischen Völkern.

## Zur gegenwärtigen Problematik des Kirchenbaus in Deutschland

Von HANS REUTHER

Die vielfältigen künstlerischen, technischen und städtebaulichen Probleme, die nach dem zweiten Weltkrieg den katholischen Sakralbau in Deutschland berühren, sind nicht erst in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht. Sie bewegen schon seit mehr als 150 Jahren die an ihm beteiligten Personenkreise. Seit dem ersten Weltkrieg gesellen sich dazu die liturgischen Erneuerungsbestrebungen, die einen nicht unbeachtlichen Einfluß auf die Gestaltung des Sakralraumes gewonnen haben. Der schonungslose Bombenkrieg, der fast alle unsere großen Städte ihrer künstlerisch und historisch wertvollen Kirchen beraubte, ließ die Probleme mit neuer Eindringlichkeit erstehen. Dazu kommt weiter, daß sich durch das Einströmen von Millionen Heimatvertriebenen die Struktur der religiösen Bekenntnisse im Gebiet der Bundesrepublik und der Ostzone völlig veränderte. In weiten Landesteilen der bisherigen Diaspora (z. B. Niedersachsen, Schleswig-Holstein) ist deshalb vielerorts ein planmäßiger Kirchenbau erforderlich. Die bisher dort aus der Not geborene übliche Benutzung einer Kirche durch die beiden christlichen Bekenntnisse kann nur als ein vorübergehender Notbehelf angesehen werden und ist als Dauerzustand grundsätzlich abzulehnen. Ebenso ist die Verwendung von profanen Räumen (Wirtshaussäle, Turnhallen, Schulräume) für die oft schwierige Bildung einer Pfarrgemeinde aus Heimatvertriebenen und Evakuierten völlig unzutraglich und unzulänglich.

Im Rahmen dieses Aufsatzes soll nicht von den vielfältigen denkmalpflegerischen Maßnahmen und Aufgaben gehandelt werden, die zur Rettung, Sicherung sowie Erhaltung unserer mehr oder minder stark zerstörten kunsthistorisch wertvollen Sakralbauten notwendig sind und bei denen der Architekt gemeinsam mit dem Denkmalpfleger vor völlig neuartige Fragen gestellt wird. Es soll hier vielmehr erörtert werden, welche neuen gültigen Formen der Kirchenbau angesichts der ungeheueren Wohnungsnot im zerstörten und verkleinerten Deutschland annehmen kann, die den sakralen Erfordernissen entsprechen, sich aber auch mit unserer heutigen Armut vereinbaren lassen.



### *Der heutige Kirchenbau*

Unserem heutigen Kirchenbau fehlen leider seit 1933 die Entwicklungsmöglichkeiten. Er litt am stärksten von allen Gebieten der Architektur unter der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus. Nur in den ersten Jahren nach 1933 war es noch möglich, etliche größere Kirchenbauten in Angriff zu nehmen oder zu vollenden, da diese Bauvorhaben allein vom Blickpunkt der „Arbeitsbeschaffung“ aus genehmigt wurden. Im Zuge der Aufrüstung und des Ausbaus überdimensionierter Parteibauten wurde ihm durch die fehlenden Baustoffe und Arbeitskräfte jegliche praktische Grundlage entzogen.

In den außerdeutschen Ländern dagegen, vor allem in der Schweiz,<sup>1</sup> in Frankreich, Holland und in den skandinavischen Ländern sowie bis 1938 noch in Österreich, konnte sich der Kirchenbau zu bewußt neuen Formen und Gestaltungen entwickeln. Der Zeit vielfältiger Experimente, die bis etwa 1932 dauerte, folgte eine Richtung klarer Formgebung, die bereits alles Modische und Extravagante überwunden hatte. Von den drei Strömungen, die nach 1914 nebeneinander den Sakralbau beherrschten, der konservativen und meist eklektisch wirkenden, der konstruktivistischen und der landschaftsgebundenen, hat sich die erste auf England und Holland zurückgezogen und spielt heutzutage in Deutschland keine nennenswerte Rolle mehr.<sup>2</sup> Die konstruktivistische Strömung des Kirchenbaus jonglierte manchmal geradezu verwegend mit den neuzeitlichen Baustoffen (Stahl, Beton und Glas) und war nur auf das sensationelle Modebedürfnis ausgerichtet. Vor allem in Italien, aber auch in Deutschland und Österreich, hat diese Richtung sonderbare Baukörper hinterlassen, die vom Volksmund treffend „Seelengaragen“ genannt wurden und damit drastisch kennzeichnen, daß sich diese Sakralbauten in ihrem äußeren Erscheinungsbild kaum von den Profanbauten jener Zeit unterscheiden. Die landschaftsgebundene Bauweise, die sich seit mehreren Jahrzehnten bewährt hat und mit den liturgischen Erneuerungsbestrebungen sowie den neuzeitlichen Baustoffen in Einklang zu bringen ist, dürfte auch für die nächste Zeit ihre volle Gültigkeit behalten; denn es fehlen uns Geld und Material für experimentelle Versuche.

Unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg diente die sog. Barackenkirche vielerorts als erste Notlösung im Trümmermeer unserer zerstörten Städte. Sie war aus genormten Einzelteilen der hölzernen Arbeitsdienstbaracke zusammengesetzt, die als Grundlage für alle transportablen Bauten seit 1933 galt. Selbstverständlich konnte sie keine Rücksicht auf die wesentlichen li-

<sup>1</sup> Neue kirchliche Architektur. XVIII. Jahrbuch für christliche Kunst. Basel 1947. *Ferdinand Pfamatter*, Betonkirchen, Einsiedeln 1948. Protestantischer Kirchenbau in der Schweiz, in: „Werk“, 39. Jahrgang, Winterthur 1952, Heft 2.

<sup>2</sup> Bei genauer Betrachtung des Werkes von *Karl Freckmann*, „Kirchenbau, Ratschläge und Beispiele“, Freiburg 1931, bemerkt man, wie stark noch das historische Stilgefühl unseren Kirchenbau zwischen 1918 und 1931 beherrschte. Von den 50 ausgewählten Beispielen aus Deutschland und der Schweiz lassen allein 13 die Stil- und Raumform des Spätbarock allzu deutlich verspüren.



turgischen Funktionen nehmen; denn jegliche Erweiterung verbot sich schon durch den drückenden Materialmangel der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch. Zudem gab ihre häßliche Gestalt auch keine Möglichkeit zu einer bescheidenen architektonischen Verbesserung. Die äußere Kennzeichnung als Sakralbau durch das Vorsetzen eines Turmes oder das Aufbringen eines Dachreiters für die Aufnahme eines Glöckchens wirkte bei diesen Baracken wegen ihrer kleinen Dimensionen spielerisch oder kitschig. Der Innenausgestaltung waren ebenfalls allzu enge Grenzen gesetzt; die geringe Raumhöhe erlaubte kaum eine Betonung des Altares durch ein paar Stufen. Auf eine Kanzel mußte aus demselben Grund verzichtet werden. Man ordnete daher meist niedrige Ambonen an. Trotz aller oft rührenden Versuche konnten diese Bauten nie ihres Barackentyps entkleidet werden.

Daneben entstand aus vorfabrizierten Betonfertigteilen, die ursprünglich für behelfsmäßige Fabrikhallen vorgesehen waren, ein weiterer Typ der Barackenkirche, der einen etwas höheren und breiteren Raum ergab, sonst aber mit allen anderen Nachteilen der Baracke aus Holz behaftet blieb. Beide Barackentypen sind als ausgesprochene Behelfsbauten zu werten und ihr baldiges Verschwinden sollte neben der unschönen äußeren sowie inneren Form in erster Linie vor allem auch deswegen erfolgen, weil auch das bescheidenste Gotteshaus die Gläubigen beim heiligen Meßopfer nicht an die Baracke als Prototyp menschlicher Vermassung erinnern soll.

Mit der durch die Besatzungsmächte befohlenen Entmilitarisierung in den ersten Nachkriegsjahren stand man vielerorts vor der Frage, ob die Luftschutzbunker auch sakralen Zwecken zuzuführen seien. Bei den Tiefbunkern schwebte der Gedanke einer Katakombenkirche vor. Hier berührte man sich mit Ideen, die bereits vor mehr als 20 Jahren im evangelischen Kirchenbau erörtert wurden. Nach den Gedanken des einstigen Frankfurter Baudirektors Martin Elsässer, über die später noch zu reden sein wird, entwarf Stephan Hirzel den Plan zu einer Kellerkirche unter den Wohnblöcken, in der sich die Hausbewohner sammeln sollten. Aber auch diese Katakombenkirche wird nur als eine vorübergehende Lösung zu gelten haben. Anders dagegen sah es beim Umbau von Hochbunkern aus. Da eine Entmilitarisierung der Bunker nur durch das Ausstemmen von großen Öffnungen zu erreichen war, die etwa  $\frac{2}{3}$  der Außenwandfläche einzunehmen hatten, war bereits die Möglichkeit gegeben, ein Gerippe zu schaffen, das ein befähigter Architekt für einen zukünftigen Sakralbau verwenden kann.

Die Notkirche wird zweifellos in den kommenden Jahren das Bild unseres Sakralbaus beherrschen. Im Gegensatz zur Behelfskirche, die aus Gebäuden entstanden ist, für die ursprünglich ein profaner Verwendungszweck vorgesehen war, ist die Notkirche ein Sakralbau, bei dem mit einem Mindestaufwand an Material und Kosten ein Höchstmaß an künstlerischer Gestaltung zu erreichen ist. Die Notkirche soll der Pfarrgemeinde bis zur möglichen Errichtung eines endgültigen Gotteshauses dienen. Obwohl sie nur für



eine kürzere Zeitdauer vorgesehen ist, muß man praktisch doch meist mit einer bedeutend längeren Benutzungsdauer rechnen. Zunächst wird man natürlich auf den Baustoff Holz, sei es als Fachwerk- oder als reiner Holzbau, zurückgreifen, da er eine kurzfristige Bauzeit zuläßt. Hierbei muß unbedingt jede Erinnerung an den Barackentyp oder an ein Provisorium vermieden werden. Schon äußerlich dürfen keine Erinnerungen an einen profanen Zweck bei den Gläubigen hervorgerufen werden. Vorbildlich sind in dieser Hinsicht zwei Münchner Beispiele: die St.-Josephs-Notkirche, deren Innenraum durch die Anpassung an die Konstruktion des Dachstuhles ein hölzernes Gewölbe bildet (das manchmal bereits bei mittelalterlichen Kirchenbauten angewandt wurde, z. B. Hirschhorn/Neckar, Herzogenaurach/Mittelfr.) und die Herz-Jesu-Notkirche,<sup>3</sup> wo der Ersatz für eine zerstörte Pfarrkirche in den stattlichen Ausmaßen von 60 × 35 Metern nur unter Verwendung eines bereits vorhandenen ingenieurmäßigen Holzbaues, und zwar der Versammlungs- und Kinohalle Hitlers vom Obersalzberg möglich war. Dem Architekten ist es hier gelungen, jeden profanen Eindruck auszumerzen und die Gegebenheiten äußerst geschickt sakral umzuformen. Die einfache Bühne wurde zum Presbyterium verändert und ihre Höhenlage zu einer schlichten Unterkirche ausgenützt.

Am zweckmäßigsten dürfte es sein, bei der Planung einer Notkirche mindestens eine Ideenskizze der endgültigen Gesamtanlage herzustellen, in der ihr bereits der spätere endgültige Verwendungszweck als Jugendheim oder Pfarrsaal zuerkannt ist. Es würde dann von vornherein jeglicher provisorischer Eindruck vermieden werden und man würde eine größere Gesamtplanung stufenweise in massiver Bauausführung verwirklichen. Eine weitere Möglichkeit besteht in der Durchführung eines Bauabschnittes des endgültigen Kirchenbaus. Zunächst würde dann ein Seitenschiff oder der Chor oder das Querhaus gottesdienstliche Funktionen zu übernehmen haben. Als bekanntestes Beispiel in der deutschen Kunstgeschichte sei hier auf den Dom zu Köln hingewiesen, dessen Chor nach Fertigstellung mit einer provisorischen Wand abgeschlossen wurde.

### *Evangelische und katholische Lösungsversuche*

Über den zukünftigen deutschen Kirchenbau, seine Form- und Raumprobleme, liegen bei beiden christlichen Konfessionen noch keine ausgeführten richtunggebenden Werke vor. An einschlägigen theoretischen Erörterungen hat es in beiden Lagern nicht gefehlt. Es sei u. a. auf die Werktagstage für Kirchenbau und Kirchenausstattung im April 1951 auf der Burg Rothenfels/Main hingewiesen. Die evangelische Kirche ist durch die Kirchenbautagungen (Hannover 1946, Bielefeld 1947, Berlin-Spandau 1948,

<sup>3</sup> Abbildungen und Beschreibungen beider Notkirchen in der Zeitschrift „Baumeister“, 3. Jahrgang, Heft 12/1948. Vgl. ferner: *Emil Steffann*, Notkirchen, in: „Das Münster“, 4. Jahrgang, München 1951, S. 97–100.



Lübeck 1949, Rummelsberg bei Nürnberg 1951) mit ihren Erwägungen an die Öffentlichkeit getreten.<sup>4</sup>

Interessante Versuche hat der „Weltrat der Kirchen“ in Genf nach seiner Konstituierung 1948 in Amsterdam unternommen. Nach einer Aktion, die von der Schweizer Armee gekaufte Baracken mit 170 Plätzen für Behelfskirchen verwandte, hat das Hilfswerk der evangelischen Kirchen in Deutschland durch seinen leitenden Architekten Prof. D. Otto Bartning<sup>5</sup> den Entwurf einer Notkirche ausgearbeitet. Die in Frage kommende Gemeinde erhält als Gabe des Weltrates die genormten Gerippe der Kirchen, meist aus ingenieurmäßigen Holzbindern bestehend. Die Gemeinde hat für die Fundamente und die Ummauerung sowie für die Bedachung zu sorgen. Raummäßig betrachtet, stellen diese Holzbinden auf den Erdboden aufgesetzte Dachgerüste dar, die grundrißlich einen langgezogenen rechteckigen Kirchenraum bilden und oft mit einem polygonalen Chorschluß enden. Zweifelloso wird diese Möglichkeit wirtschaftlich vorteilhaft sein und findige Architekten werden dieses Gerippe auf vielfältige Art ummanteln können. Jedoch wird man das zwar unbeabsichtigte Serienmäßige nicht verbergen können, das besonders eindeutig im Innern zu Tage tritt. Schließlich sollte die Normung und das fabrikmäßig Hergestellte vor dem Gotteshaus haltmachen; denn ungewollt würde hier der Vermassung indirekter Vorschub geleistet werden, die heute bereits die Wohnung des einzelnen ergriffen hat und sie zur „Wohneinheit“, wenn nicht gar zur „Wohnmaschine“ herabwürdigt.

Auf katholischer Seite dürfte der Weg, den Prof. Dr. Rudolf Schwarz bei etlichen seiner Kirchenbauten eingeschlagen und in seinem Werk vom Bau der Kirche<sup>6</sup> theoretisch gründlich vorbereitet hat, auch heute noch gelten. Die Pläne des österreichischen Architekten Prof. Clemens Holzmeister gehen von ähnlichen Gedanken aus. Die betende Gemeinde umsteht den Altar und macht damit die Sammlung um das heilige Meßopfer sinnfällig. Holzmeister nimmt zu diesem Zweck seinen Kirchenbau in Merchingen/Saar als Vorbild, wo die Bankanordnung den Altarbezirk T-förmig umgreift; allerdings ist der Altar in eine Nische gerückt. In seinen zeichnerisch gut durchgearbeiteten Entwürfen nach 1945<sup>7</sup> versucht er dieses Prinzip zu verstärken und hervorzuheben, ohne dabei die wirtschaftlichen Gesichtspunkte außer acht zu lassen. Der Hochaltar wird in den Kreuzungspunkt vom Lang- und Querhaus gerückt und ist nur durch eine niedrige Brüstung vom Laienraum getrennt. Über dem Altar erhebt sich der Turm gleichsam als Vierung wie in den romanischen Kirchen. In seinem untersten Geschoß beherbergt er die

<sup>4</sup> *Gerhard Kunze*, Evangelischer Kirchenbau vor neuen Aufgaben. Bericht über die erste Kirchenbautagung in Hannover, Göttingen 1947. Ferner sei noch auf folgendes Werk hingewiesen: *Gerhard Langmaack*, Kirchenbau heute, Grundlagen zum Wiederaufbau und Neuschaffen, Hannover 1949.

<sup>5</sup> Prof. D. Otto Bartning (geb. 1883) wurde durch seine Stahlkirche auf der „Pressa“-Ausstellung in Köln 1928 bekannt, die später nach Essen versetzt wurde. Vgl. *Hans K. F. Mayer*, Der Baumeister Otto Bartning und die Wiederentdeckung des Raumes, Heidelberg 1951.

<sup>6</sup> *Rudolf Schwarz*, Vom Bau der Kirche, 2. Aufl., Heidelberg 1947.

<sup>7</sup> *Clemens Holzmeister*, Kirchenbau — ewig neu, Innsbruck und Wien 1951.



Orgel nebst Chor für die Sänger. Holzmeister greift ferner die von dem Begründer der Beuroner Schule, P. Desiderius Lenz, O.S.B., angeregte Teilung vom Altar als Tisch der Liturgie und vom Sakramentshaus auf. Er schaltet einen besonderen Tabernakelbau zwischen Altar und dahinterliegender Orgel-empore ein, der diesen überragt und seitlich bequem zugänglich ist, so daß auch Schwierigkeiten beim Aussetzen des Allerheiligsten auf dem Tabernakel vermieden werden. Durch eine gut durchdachte Raumbelichtung wird dieser als Mittelpunkt der Kirche noch mehr hervorgehoben. In ihrem äußeren Erscheinungsbild schließen sich diese Kirchenprojekte an die landschaftsgebundene Bauweise der Tiroler Heimat ihres Entwerfers an.

Albert Boßlet<sup>8</sup> hat vorwiegend in der Pfalz und im Bistum Würzburg eine beachtliche Reihe von Kirchenbauten geschaffen, die sich durchwegs durch ihre gute städtebauliche Einordnung in das Gesamtbild der Stadt einfügen. In der Raumgestaltung sind seine Kirchen nicht immer frei von modischen Einflüssen und Effekthascherei. Als eine seiner jüngsten Planungen legt dieser heute über 70 Jahre alte Architekt ein Modell für die Zisterzienserabteikirche in Itaporanga (Brasilien) vor, die als eine Weiterentwicklung seiner Münsterschwarzacher Bauidee anzusehen ist und an ein großes basilikales dreischiffiges Langhaus ein mächtiges kuppelgeschmücktes Chorthaus mit vier Ecktürmen ansetzt. Boßlet bleibt auch bei diesem Bau seiner landschaftsgebundenen Bauweise treu, deren Vorbild in den romanischen Kirchenbauten des an seine pfälzische Heimat angrenzenden Elsaß zu suchen ist. So völlig anders auch Boßlets Bauten gegenüber Holzmeisters Planungen auf den ersten Blick erscheinen, so macht sich auch bei ihm die Betonung des Altarraumes als Mittelpunkt der Kirche bemerkbar.

Der aus Schwaben stammende und seit einigen Jahren wieder in Köln tätige Dominikus Böhm<sup>9</sup> hat kurz vor dem zweiten Weltkrieg mit der St. Wolfgangskirche in Regensburg den ganzen Reichtum seiner Raumgedanken in die christozentrische Lösung des Meßpfertraumes gestellt. Die Gläubigen erleben von den vier Kreuzesarmen dieses Zentralraumes aus die Meßfeier in der betonten Vierung. Bei seinen zahlreichen Entwürfen nach 1945, die durchwegs in städtebaulich reizvoller Gruppierung mit dem Pfarr- und Gemeindehaus stehen, schafft er lichte Einheitsräume mit durchbrochenen Wandpfeilern oder dünnen Freistützen. Um die Gläubigen möglichst nahe an den Altar zu bringen, greift Dominikus Böhm zuweilen auch zum blockartigen Baukörper. Durch große Glasflächen mißt er stets der Belichtung eine entscheidende Bedeutung für die sakrale Raumgestaltung bei.

In ihren jüngsten Schöpfungen denken die Kirchenbaumeister beider christlicher Konfessionen (z. B. Rudolf Schwarz) an die Wiederbelebung

<sup>8</sup> Hugo Schnell, „Vom Zeichnen und Bauen“ (Albert Boßlet), München 1940, und Aufsatz in: „Das Münster“, 3. Jahrgang 1950, S. 86 ff. Albert Boßlet, Probleme des modernen Kirchenbaus, in: „Das Münster“, 5. Jahrgang 1952, S. 324 ff.

<sup>9</sup> August Hoff, Das Schaffen von Dominikus Böhm 1945—1951, in: „Das Münster“, 4. Jahrgang 1951, S. 321 ff. sowie: Heinrich Lützel, Dominikus Böhm, in: „Das Münster“, 3. Jahrgang 1950, S. 294 ff.



der durch Rundnischen oder Konchen geformten Kirchenräume, wie sie bereits vor mehr als 200 Jahren der große mainfränkische Baumeister Balthasar Neumann auch in ihrer Gewölbezone meisterhaft verwirklichte.

### „Heiliger Bezirk“

Auch die Stellung unserer zukünftigen Kirchen im Stadtbild ist noch problematisch. Bereits zwischen den beiden Weltkriegen hat der lange Zeit in Frankfurt tätige Stadtbaudirektor Martin Elsässer ihre Dominante im neuzeitlichen Stadtbild zugunsten der Hochhäuser und Fabriken als Stilträger der Zeit bestritten und ein Abrücken vom monumentalen Kirchenbaustil zu schlichten, bescheidenen Formen unter Weglassung des Turmes gefordert. Während Elsässer glaubte, aus echtem Anliegen zu einer derartigen Lösung zu gelangen, war es bei den Nationalsozialisten ein weltanschauliches Prestige, den Kirchenbau jeglicher monumentalen Formwerdung im Stadtbild zu entledigen. Bei den geplanten neuen Städten, die glücklicherweise entweder auf dem Papier stecken blieben oder nur torsohaft verwirklicht wurden, sollten riesige Parteiforen mit Glockentürmen „politische Mittelpunkte“ bilden, die übrigens später bei allen Gauhauptstädten vorgesehen wurden. So waren beispielsweise in der Volkswagenstadt nur eine katholische und eine evangelische Kirche geplant, die völlig untergeordnet im Stadtbild an der Ecke eines Baublocks errichtet werden sollten.

Gegen alle diese Tendenzen regt der Darmstädter Architekt Prof. Dr. Karl Gruber in seiner kleinen Schrift: „Der heilige Bezirk in der zukünftigen Stadt“<sup>10</sup> richtunggebende Gedanken für die städtebauliche Lage unserer Kirchenbauten an. Er möchte dem zukünftigen Sakralbau wieder den Platz als Siedlungsmitte einräumen, wie er ihn einst im Mittelalter besaß. Jede Dorfkirche wurde damals von einem mauerbewehrten Friedhof umschlossen und stand so entrückt von der Geschäftigkeit des Alltags über der dörflichen Gemeinde. In den Städten bildeten die Kirchen mittelalterliche Stadtkronen. Dieser Gedanke ist gewiß anregend, zumal im 19. Jahrhundert eine plan- und richtungslose Bebauung der Stadtränder einsetzte und diese durch Fabriken, Mietskasernen und Hochhäuser die Sakralbauten regelrecht erdrückte. Solche steinernen Zeugen der Entchristlichung unserer Städte könnten durch eine Stadtkrone, die die Kirchen der beiden großen christlichen Konfessionen um einen geweihten Bezirk des Totengedächtnisses vereinigen würde, wieder zu ihrer untergeordneten Bedeutung gelangen. Auch bei kleineren Kirchenbauten oder bei Schaffung mehrerer „heiliger Bezirke“ im Stadtraum wäre bereits ein architektonisch unübersehbarer Höhepunkt erreicht.<sup>11</sup> Ob ihre Verwirklichung beiden Konfes-

<sup>10</sup> Karl Gruber, *Der heilige Bezirk in der zukünftigen Stadt*, Münster 1949.

<sup>11</sup> Es erscheint dem Verfasser wichtig, darauf hinzuweisen, daß der architektonische Gedanke einer sogen. „Stadtkrone“ bereits um 1920 von Max Taut angeregt wurde, und zwar als eine Zusammenballung von Theatergebäuden, Versammlungs- und Vergnügungstätten. Wäre der Plan verwirklicht worden, so wäre unseren Städten schon damals ein steinernes Zeichen ihrer von Gott abgewandten Haltung aufgedrückt worden.



sionen zuträglich sein wird, muß zunächst in Frage gestellt werden. Dennoch ist der architektonische Gedanke, um den es Gruber letztlich zu tun ist; durchaus aner kennenswert. Ein weiteres Problem wird mit dieser Schrift aufgeworfen: Soll die Kirche der Zukunft abseits vom Alltag des Menschen, entrückt vom hastigen Getriebe der Stadt stehen und nur durch einen stillen Bezirk erreichbar sein oder brauchen wir Kirchenräume, die mitten im Bereich des schaffenden Menschen stehen? Aber auch wenn man die Kirche durch einen heiligen Vorhof vom Getrieb des Tages absondert, so gehört sie doch mitten unter die Menschen, für die sie gebaut ist und denen sie religiöser Mittelpunkt ihres Lebens sein soll.

## Vom Sinn der Geschichte

Von G. FRIEDRICH KLENK S. J.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er wünscht sich das tägliche Brot und kämpft darum. Er wünscht sich ein Heim und spart und sinnt, wie er es schaffe, möglichst ein eigenes Haus, und wenn es nur ein Vorstadthäuschen ist, zu erwerben. Er möchte für sich und die Seinen ein wenig Licht und Sonne, vielleicht auch ein Stück Erde für ein paar Blumen, Gartenfrüchte und einen grünen Rasen.

Aber mit dem stofflichen Vorhandensein dieser Güter wird sein Dasein nicht erfüllt sein. Noch verlangt der Geist und das Herz nach mehr: sie und sein ganzes Berufs- und Privatleben sollen von einem feinen Schimmer durchgoldet werden, einem Glanz, der aus einer unsichtbaren Mitte seines Lebens strömt. Es ist der Glanz der Sinnhaftigkeit. Es muß etwas da sein, was jenseits der greifbaren Güter liegt, ein Geistiges, das dem Sichtbaren einen höheren Wert verleiht. Wo diese Sinngebung vom Höheren her fehlt, veröden nicht nur Eigenheime und Fabriken, sondern auch die Marmorvillen der Millionäre.

Den Sinn für den begrenzten Raum seines individuellen Lebens vermag der Mensch durch den Glauben an etwas Größeres, als er selber ist, zu gewinnen und den Gütern um sich mitzuteilen. Aber er steht auch als Glied in der Gemeinschaft. Die Familie ist noch überschaubar und, in vielen Fällen wenigstens, vom Glauben des einzelnen her durchwärmbar. Dann aber dehnt sich um ihn der weite Horizont von Volk und Völkervielheit und der gesamten Menschheit. Hier ist sein eigener Glaube nur wie ein kleiner Funke — ob es zur belebenden Flamme kommt, die alle ergreift, hängt nur zu einem ganz kleinen Teil von ihm selber ab.

Stellt er sich gar in die Dimension der Zeit, so sieht er hundert und mehr Geschlechter vor sich; er sieht Ströme aus weiten Fernen auf sich zukommen und weiterrollen ins Ungewisse. Und hier ist er ganz ohnmächtig. Er